

Ein besonderer Federschmuck

Als er nach Hause kam, fühlte er sich richtig glücklich. Es war nicht das erste Mal gewesen, dass Tamino mit Samba, Besuchern seiner Familie und Kofi getrommelt hatte, aber mit Nathan war es wirklich etwas ganz Besonderes. Nathan bewirkte, dass man selber viel besser trommeln konnte, er riss einen mit, und irgendwann kam es Tamino so vor, als würde der Trommelschlag sein Herz ergreifen und ihn davontragen.

Sonja hatte ihm einen Zettel hingelegt:

»Bin im Kino, warte nicht auf mich.

In Liebe, Deine Mutter«

Er fühlte sich erleichtert: Endlich traute sie sich, ihn allein zu lassen. Es war weit nach elf Uhr, er legte sich in sein Bett, aber er fühlte sich gar nicht müde. Er hatte keine Lust zu lesen oder fernzusehen, er hatte einfach nur das Bedürfnis, nichts zu tun. Glücklich schaute er an die Decke.

Um halb eins hörte er, wie seine Mutter die Haustür aufschloss. Ein paar Minuten später öffnete sie leise seine Zimmertür. »Schläfst du?« flüsterte sie leise. Ihre Stimme klang heute anders, mehr gesungen als gesprochen.

»Nein«, sagte er.

»Schlaf gut«. Sie fragte nichts, sie sagte nichts weiter. Tamino drehte sich auf die Seite, stopfte sein Federbett so unter seinen Körper, dass kein Lufthauch mehr durchdringen konnte und schlief zufrieden ein.

Der Himmel war hoch und endlos weit, die Sonne strahlte, das blaugrüne Gras wiegte sich im Wind, und Blauer Reiter saß im Schatten unter dem einzigen Baum weit und breit. Happy wieherte und trottete auf ihn zu, prustete durch die Nüstern und rieb dann ihren Kopf an Taminos Schultern.

»Hallo, altes Mädchen«, begrüßte Tamino seine vierbeinige Freundin und wandte sich dann Blauer Reiter zu.

Der Indianer stand auf und klopfte sich, wie jedes Mal, den Staub aus der Lederhose. »Was hältst du von einem Ritt in die Berge?«, fragte er verschmitzt blinzeln.

»Leben dort Honks?«, fragte Tamino, der genau verstand, weshalb Blauer Reiter so eine Grimasse zog. Er hatte keine Angst mehr. Sie war irgendwann irgendwie einfach verschwunden. Gut gelaunt schwangen sich beide Jungs auf ihre treuen Ponys und trabten gemächlich los. »Wie kommen wir in die Berge?«, rief Tamino abenteuerlustig, da vor ihnen eine endlose Steppe lag.

»Reite dicht hinter mir, ich werde mir gleich eine Berglandschaft vorstellen, die ich auf einem Foto gesehen habe. Nach einiger Zeit wird diese Landschaft entstehen, so kommen wir dorthin«, erklärte Blauer Reiter.

›Und wenn ich mir eine Landschaft vorstelle,‹ fragte sich Tamino im Stillen, ›würden wir dann auch dort hingelangen?‹

»Es funktioniert nur, wenn du dabei absolut still bist und in Gedanken nichts anderes siehst als diesen gewünschten Ort«, beantwortete Blauer Reiter seine unausgesprochene Frage.

Tamino nahm sich vor, zu Hause die Bildbände seiner Mutter durchzublättern: Hatte er sich nicht schon oft in das eine oder andere Bild hinein gewünscht?

Blauer Reiter stimmte fast unhörbar einen monotonen

Indianergesang an, sein Blick wirkte in sich gekehrt und verschwommen. Tamino versank ebenfalls in tiefe Stille und – plötzlich ritten sie durch eine rötliche Felschlucht. Die Felswände erhoben sich steil zu beiden Seiten, kein Sonnenstrahl drang bis hier herunter. Tamino lachte, und Blauer Reiter ließ einen Freudenschrei erklingen. Der Berg antwortete, indem er ihnen ein paar kleine Felssteinchen entgegen warf. Die Jungen kicherten, und selbst die Pferde scheuten kein bisschen.

Blauer Reiter suchte nach einem Pfad, um in die Berge aufzusteigen. Nach einigen Fehlversuchen, die sie zum Umkehren zwangen, fanden sie endlich einen Aufstieg. Je höher sie kamen, desto grüner wurde es: Zunächst Grasmaten, dann Büsche und Sträucher besiedelten die Hänge. Bald kamen sie in eine bewaldete Gegend. Sie folgten dem immer schmaler werdenden, steinigen Pfad und gelangten endlich auf ein Hochplateau. Die Aussicht war überwältigend. Vor ihnen breitete sich ein unendlicher Teppich aus grünen Baumkronen aus, und mitten hindurch schlängelte sich, wie ein blaues glitzerndes Band, ein breiter Fluss. Ganz weit in der Ferne erhoben sich weitere Berge. Ein Bussard schrie und flog in weiten Kreisen über dem Tal.

»Wollen wir auch mal fliegen?«, fragte Blauer Reiter und blitzte mit seinen schönen, mandelförmigen Augen.

»Du spinnst!« Tamino trat unwillkürlich einen Schritt vom Felsvorsprung zurück. Er war entrüstet.

Aber Blauer Reiter fing an, seine Arme wie die Flügel eines Vogels zu bewegen. Er schwang sie auf und nieder, hüpfte und sprang dabei und – erhob sich in die Luft. Tamino schwankte vor Erstaunen, blieb aber wie angewurzelt stehen, mit offenem Mund. Jetzt legte Blauer Reiter seinen Oberkörper nach vorne, streckte seine Beine und

flatterte, wenn auch etwas schwerfällig, um seinen Traumgefährten herum. Nun bekam Tamino einen hysterischen Lachanfall. Er konnte einfach nicht glauben, was er da sah. Er konnte sich zwar erinnern, früher in seinen Träumen, in denen er noch nicht wach war, genau auf diese Art geflogen zu sein, aber es jetzt zu versuchen, nein, das kam ihm doch einfach zu albern vor.

»Komm' schon, komm' schon«, lockte Blauer Reiter immer wieder, »lass uns etwas fliegen.« Er ließ einfach nicht locker.

»Mich sieht ja keiner«, murmelte Tamino, schaute sich aber trotzdem sicherheitshalber noch einmal um, bevor er begann, mit den Armen zu schlagen.

»Du musst hüpfen, hüpf!«, rief Blauer Reiter, der immer noch um ihn herum flog.

Tamino fügte sich. Er flatterte und hüpfte und kam sich dabei vor wie ein lahmes Huhn. Wie erschrak er, als ihm plötzlich der Boden unter den Füßen wegblieb! Mit einem kläglichen Aufschrei plumpste er auch sogleich zurück auf die Erde. Blauer Reiter kam vor Lachen ins Torkeln und wäre beinahe abgestürzt, konnte sich aber im letzten Moment abfangen.

»Weiter«, rief er, »weiter!«

Tamino rappelte sich auf und startete einen neuen Versuch. Es war nicht sein letzter. Erst nach dem fünfzehnten Mal hob er ab, legte sich in die Waagrechte und flog in sicherem Abstand neben Blauer Reiter her. Sie kicherten und lachten und hatten einige Mühe, sich in der Luft zu halten. Langsam gewöhnte sich Tamino ans Fliegen, und je sicherer er wurde, desto leichter fühlte er sich.

Blauer Reiter schlug jetzt seine Arme, als hätte er mächtige Schwingen wie ein Adler. Er gewann an Höhe und flog über den Felsvorsprung hinaus. Tief unter ihm erstreckte sich das

Tal. Tamino folgte ihm, und das Glücksgefühl zu fliegen war größer als seine Furcht. Er fühlte instinktiv, was Blauer Reiter vorhatte: Sie folgten fliegend dem Lauf des Flusses. Unter ihnen tanzte das kristallklare Wasser, das zu ihrer Freude seine Blautöne unendlich variierte. Sie flogen mit vollkommen gleichmäßigen Bewegungen und wussten nicht mehr, ob sie Vögel waren oder das Wasser oder Menschen.

Dann hörte Tamino einen Schrei. Er drang in sein Ohr wie ein Fremdkörper. Tamino sah den Bussard, und ohne recht zu wissen warum, schlug er schneller mit den Armen, holte Blauer Reiter ein, flog über ihn und konnte in letzter Sekunde den Bussard abwehren, der in Begriff war, seine Krallen in Blauer Reiters Haare zu schlagen. Aufgeschreckt und plötzlich wieder hellwach, machte Blauer Reiter eine kunstvolle Rolle und schlug gemeinsam mit seinem Freund den Raubvogel in die Flucht.

Den Weg zurückzufinden war leicht. Die Ponys schauten nicht einmal auf, als die Jungs sanft auf dem Felsvorsprung des Hochplateaus landeten.

»Ich danke dir«, sagte Blauer Reiter ernst, nachdem er Atem geschöpft hatte, »Womöglich hast du mir das Leben gerettet.«

»Nun übertreib' nicht«, meinte Tamino verlegen.

Doch Blauer Reiter schüttelte heftig den Kopf. »Du hast keine Ahnung, Bussarde sind freundliche, dienstbare Wesen. Sie lehren einen, wie ein Vogel zu fliegen. Aber dieser Bussard war kein Bussard. Das war ein schwarzer Magier, der mir ein Büschel Haare rauben wollte, um mich zu verhexen. Wir müssen von nun an sehr aufmerksam sein, denn er hat uns entdeckt.«

Tamino verstand nichts von dem, was Blauer Reiter da sagte. Aber dieser gab keine weiteren Erklärungen ab, statt-

dessen zog er sein Jagdmesser, das er am Gürtel trug, und bat Tamino feierlich, sein Blutsbruder zu werden. Tamino nickte, doch unwillkürlich wich er vor dem Messer zurück.

»Keine Angst«, beruhigte ihn Blauer Reiter, während er sich mit dem Messer in die Handinnenfläche ritzte, »im Traum empfindet man keinen Schmerz – und doch ist der Traum wirklicher als die Wirklichkeit.«

Schweigend und sehr feierlich reichte er dann Tamino das Messer. Er tat es dem Indianer nach und ritzte sich ebenfalls die Handfläche auf. Dann reichten sie sich die Hände und vermischten ihr Blut. Es tat wirklich kein bisschen weh.

»Blutsbruder«, sagte Blauer Reiter, nach dem sie ihre Hände voneinander gelöst hatten, »du hast heute wie ein wahrer Krieger Traumlands gehandelt. Ich möchte dir zum Dank meine Häuptlingsfeder schenken.«

Mit beiden Händen nahm er sein Stirnband ab und setzte es Tamino auf. Tamino klopfte das Herz bis zum Halse, und er fragte sich insgeheim, ob er es wohl noch tragen würde, wenn er aufwachte. Blauer Reiter nickte, als hätte er die Gedanken seines Blutsbruders gelesen, drehte sich dann um und pffte die Mustangs heran.

Gemächlich ritten sie los. Der Indianer stimmte leise seinen monotonen Gesang an und Tamino fühlte, wie der Wind mit seiner Feder im Haar spielte.

Er erwachte vom Duft frisch aufgebackener Brötchen. Die Sonne schien durch die Ritzen der Vorhänge. Tamino fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht begann sich zu erinnern. Er besah seine Hände: Keine Narbe in der Handinnenfläche, und ein Griff ins Haar bestätigte seine Vermutung: kein Stirnband mit Häuptlingsfeder. »Schade«, murmelte er und gähnte ausführlich. Er blieb

noch liegen, obwohl ihm der Duft der Brötchen das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Er wollte sich noch in seine Erinnerung vertiefen, an seinen letzten Traum denken, ans Fliegen. »Nun habe ich also zwei Brüder«, stellte er fest, »Kofi sagt immer Bruder zu mir und Blauer Reiter ist mein Blutsbruder.« Sein Magen knurrte. Gut gelaunt schwang er seine Beine aus dem Bett. Seine Mutter würde sich bestimmt freuen, wenn er ihr beim Frühstück Gesellschaft leistete.

So war es auch: Mit rosigen Wangen und leuchtenden Augen lächelte sie ihn an. Sie sagte auch nichts dazu, dass er im Schlafanzug war und sich mit verbeultem Haar an den Tisch lümmelte.

»In der Neustadt ist Flohmarkt, was sagst du, wollen wir hingehen?« Ihre Stimme klang offen, er hätte leicht ‚Nein‘ sagen können, aber er sagte »Ja«. Sie freute sich, und er fühlte sich gut dabei.

Gegen Mittag bummelten sie an den Trödelständen vorbei. Seine Mutter hatte schon einen grünen Samtrock erstanden, und einen Lampenschirm. Taminos Hände waren noch leer. Langsam verließ ihn die Lust. Überall lag derselbe Plunder: abgenutztes Spielzeug, kitschiger Modeschmuck, vermuffelte Klamotten und vergilbte Bücher.

»Lass uns noch ein Würstchen essen und dann gehen«, bat er seine Mutter.

»Schon?« Sie sah ihn genau an, ihre Augen wurden dunkler. Schnell drehte sie sich um und bahnte ihnen einen Weg zur Imbissbude.

Es war nicht leicht, ihr im Gewimmel zu folgen. Mehrmals musste er zur Seite springen, weil viele Leute wie auf

Autopilot geschaltet vorwärts gingen, während sie ihre Augen über die Stände gleiten ließen. Als eine Frau mit Kinderwagen im Begriff war, ihn frontal zu erfassen und er zur Seite sprang, war ihm, als hätte eine Kamera in seinem Gehirn einen Schnappschuss gemacht.

Er traute seinen Augen nicht. Was hatte er da gerade im Vorbeigehen zwischen altem Silberschmuck und handgeschnitzten Holzfiguren gesehen? Er ging zurück und tatsächlich – da hing sein Stirnband mit der Häuptlingsfeder. Kein Zweifel, es war seins. Er erkannte es an den hellblauen Bändern und Perlen. Er drängelte sich an einem alten Herrn vorbei und fragte aufgeregt nach dem Preis.

»Oh, das ist echter Indianerschmuck,« hörte er den Händler sagen, »der hat seinen Preis. Der hat ideellen Wert, weißt du, außerdem sind die Perlen aus echten Türkisen. Fünfunddreißig Euro muss sich schon dafür haben.«

»Legen sie es zurück!« Taminos Stimme überschlug sich fast, als er das sagte, »Ich komme gleich und nehme es.« Er stieß seine Mutter fast um, als er losrannte, um sie zu suchen.

»Wo bleibst du denn?« Ihre Stimme klang nicht die Spur gereizt und das beruhigte ihn. Er zeigte ihr den Indianerschmuck, den er unbedingt kaufen wollte. »Ich gebe es dir von meinem Sparbuch wieder«, versicherte er.

Sie schüttelte den Kopf, zog ihr Portemonnaie und legte, ohne mit der Wimper zu zucken, das Geld hin. Mit keinem Wort machte sie sich lustig oder sagte Sachen wie »Bist du nicht schon zu groß dafür?« Er faltete das Stirnband vorsichtig zusammen und trug es mit dem Gefühl, einen unermessbaren Schatz gefunden zu haben, nach Hause.